

Migration im Museum – Museen der Migration

Bora Akşen und Anna Haut im Gespräch mit Jochen Oltmer¹

Jochen Oltmer: Frau Haut, verstehen Sie das Museum Friedland als ein Migrationsmuseum?

Anna Haut: Im engeren Sinne erzählt das Museum Friedland die Geschichte des Grenzdurchgangslagers Friedland, also eines Ortes, an dem seit rund 77 Jahren Menschen ankommen, die ihre Heimat verlassen mussten. Die Gründe dahinter sind bei vielen Menschen Flucht und Vertreibung, also Zwangsmigration. In Bezug auf die Spätaussiedler:innen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion sprechen wir von Kriegsfolgenmigration. Wir haben es also in Friedland mit verschiedenen Formen der Migration zu tun, die sich jedoch immer in irgendeiner Form auf Krieg, Krisen, Konflikte, Verfolgung und ihre oft jahrzehntelangen Folgen zurückführen lassen. Damit ist das Museum Friedland für mich ganz eindeutig ein Migrationsmuseum, das bestimmte Facetten von Migration – also Zwangsmigration, Kriegsfolgenmigration – erzählt. Alle Migrationsmuseen in Deutschland, wozu ich insbesondere die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin, das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven, das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration nach Deutschland (DOMiD) in Köln, die BallinStadt in Hamburg und das Exilmuseum in Berlin zähle, haben unterschiedliche Profilierungen und Schwerpunkte, die sich oft auf ihre lokalen Standorte zurückführen lassen. Dadurch können diese Häuser in der Summe ein breites Spektrum von Facetten im Themenfeld Migration abdecken.

¹ Bora Akşen ist Kurator für Medien am Focke-Museum – Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und stellvertretender Sprecher des Arbeitskreises Migration im Deutschen Museumsbund. Anna Haut ist Wissenschaftliche Leiterin des Museums Friedland. Jochen Oltmer ist Professor für Neueste Geschichte und Migrationsgeschichte und Vizepräsident für Studium und Lehre der Universität Osnabrück.

JO: Wie positioniert sich das Museum Friedland in diesem Feld?

AH: Wir sind eng auf den authentischen Ort bezogen, also die heutige Erstaufnahmeeinrichtung Friedland, die sich über die Jahrzehnte gewandelt hat. Wir können aufgrund dieses Profils historische und gegenwärtige Migrationen in einem authentischen, überspannenden Bogen bearbeiten. In der Sammlungsarbeit legen wir einen Fokus auf den Bereich Oral History, den wir in Zukunft noch weiter ausbauen wollen. Die größte Besonderheit liegt darin, dass wir hier in Friedland die Erlebnisse von deutschen Betroffenen von Flucht und Vertreibung zusammenbringen können mit den Erlebnissen von Schutzsuchenden, von Asylsuchenden, von Resettlement-Flüchtlingen aus aller Welt, die nach Deutschland kommen. Das heißt, wir können Themen und Facetten bearbeiten, die wissenschaftlich häufig getrennt gedacht werden, die wir aber miteinander in den Dialog bringen können, sodass wir die Verbindungen von deutscher und internationaler Geschichte, historischen und gegenwärtigen Migrationen besonders gut ziehen können.

JO: Sie haben insbesondere auch den biographischen Ansatz betont. Einen solchen Ansatz pflegen viele Migrationsmuseen in Deutschland. Warum?

AH: Um die individuellen Geschichten hinter der Migration festzuhalten und der dominanten Rhetorik der »Welle von Flüchtenden« und des »Stroms der Migranten« entgegenzuwirken. Dies erreichen wir, indem wir den einzelnen Menschen mit seinen individuellen Erfahrungen in den Mittelpunkt rücken, mit seinem individuellen Charakter, mit dem, was er hier in Deutschland zu erreichen hofft, wie er als Individuum die Strukturen der Aufnahme durchläuft, wie er die deutsche Gesellschaft wahrnimmt. Oral History ist ein Phänomen, das im Museumsbereich vor allem über die Geschichte des Holocausts angekommen ist. Hier gibt es eine bestimmte Tradition, Migrationsgeschichte als Leidgeschichte zu erzählen. Davon hat man sich aber mittlerweile emanzipiert. Wir in Friedland fragen zum Beispiel nicht nur nach den schlimmen Erfahrungen auf der Flucht, sondern es geht uns darum, ein ganzheitliches Bild einzufangen. In unseren lebensgeschichtlichen Interviews fragen wir auch danach: Wer ist dieser Mensch? Wie ist er aufgewachsen? Wie hat er sein Heimatland erlebt, was ist ihm nach seiner Flucht widerfahren, wie ist bei ihm der Prozess des Ankommens abgelaufen? Das sind einige der Gründe, weshalb das Thema Migration häufig biographisch bearbeitet wird. Und natürlich, weil dadurch eine größere Unmittelbarkeit geschaffen werden kann. Migrant:innen,

die nach wie vor von vielen Besucher:innen oft als Andere oder Fremde wahrgenommen werden, können ihnen auf diese Weise als Menschen mit eigenen Gefühlen, Hoffnungen und Träumen nahegebracht werden. Es wurde ja tatsächlich nachgewiesen, dass in Regionen in Deutschland, in denen besonders wenige Menschen mit Migrationshintergrund leben, auch die Vorurteile und Hemmungen ihnen gegenüber höher sind. Dementsprechend ist klar, dass der persönliche Kontakt, und sei es eben über ein Video in einem Museum, Vorurteile abbauen kann und die Fremdheit, die man mitunter aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft heraus verspürt, abzubauen helfen kann.

Bora Akşen: Hier möchte ich gern ergänzen. Auch wir arbeiten mit lebensgeschichtlichen Interviews. Für unser letztes Vorhaben am Focke-Museum zum Thema Migration, das »Lebenswege«-Projekt, haben wir zehn Interviews geführt. Diese ganze Emotionalität, die mit Hilfe der Interviews rüberkommt, packt die Besucher:innen. Das Interesse, Überblicke über Stationen der Migrationsgeschichte zu lesen – 1955 wurde das Anwerbeabkommen mit Italien abgeschlossen, 1961 jenes mit der Türkei usw. – ist bei vielen Besucher:innen nicht sehr groß. Wenn aber jemand darüber erzählt und die Auswirkungen etwa für die eigene Migrationsentscheidung in den Blick nimmt, ergibt sich ein ganz anderer Effekt. Es lässt sich wesentlich besser nachvollziehen, wenn darüber jemand aus der eigenen Perspektive berichtet und zum Beispiel politische Ereignisse in den eigenen Lebensverlauf einordnet. Das hat bei dem »Lebenswege«-Projekt eigentlich sehr gut funktioniert. Wir hatten es in der Corona-Zeit angestoßen, um das Thema Migration weiter bearbeiten zu können. Und es war dann im Endeffekt der erfolgreichste Facebook-Post, den wir jemals hatten, weil es sich einfach viele Menschen angeschaut haben. Das hat uns bestärkt, auf diese Weise weiterzumachen.

AH: Wir diskutieren in Friedland viel darüber, wie man Interviews mit geflüchteten Menschen auf eine sensible Art und Weise führen kann. Mitunter herrscht eine Wahrnehmung, geflüchtete Menschen wären quasi dazu verpflichtet, ihre leidvollen Erfahrungen zu schildern, um dieses Bewusstsein und ein emotionales Moment mit hineinzubringen. Wir bemühen uns sehr, unsere Interviewpartner:innen als Autor:innen ihrer Geschichte zu bestärken, damit eben kein Verpflichtungsdruck entsteht. In der letzten Zeit wurde sehr viel darüber nachgedacht, wie man Zeitzeugeninterviews im Museum auf eine sensible Art und Weise gestalten kann. Dazu hat die zunehmende Präsenz von Fluchterzählungen stark beigetragen, weil die Gefahr der Traumatisierung oder Retraumatisierung so eindeutig auf der Hand liegt, dass man bei der Interviewführung insgesamt sensibler geworden ist.

BA: Was bei uns gut funktioniert, ist, dass die Interviews von Menschen aus der zweiten Generation und in türkischer Sprache geführt werden. Damit ergibt sich ein Vertrauensverhältnis, das Gespräch gewinnt an Authentizität, die Interviewten haben mehr von sich erzählt. Wir haben zum Beispiel am Schluss unsere Interviewpartner:innen gefragt, wo sie beerdigt werden wollen, in Deutschland oder in der Türkei. Das sind halt die interessanten Fragen. Wir sollten auch in Zukunft darauf achten, dass, wenn wir andere Gruppen interviewen, immer jemand aus dieser Gruppe mit dabei ist, der das Interview mitführt. Damit verändert sich das Setting, es wird vertrauensvoller.

JO: Frau Haut, kommen wir noch einmal auf das Museum Friedland zurück. Für Sie steht die große Herausforderung eines zweiten Bauabschnittes und damit die erhebliche Erweiterung Ihres Hauses bevor. Was bedeutet dieser zweite Bauabschnitt für das Museum Friedland?

AH: Das bestehende Museum im historischen Bahnhof behandelt den Zeitabschnitt 1945 bis ungefähr 2015. Das Museum hat im März 2016 eröffnet und im Herbst 2015 musste sozusagen der Deckel zugeklappt und die Produktion gestartet werden. Damit endet die Ausstellung im Bahnhof an einem Zeitpunkt, an dem die Diskussion über Migration in Deutschland besonders stark aufgeflammt ist. Wir hinken also hinterher. Wir musealisieren eine Einrichtung im laufenden Betrieb und uns fehlen die letzten sieben Jahre, die wir in der Ausstellung nicht abbilden können. Im Neubau wollen wir vor allem die Zeit seit 2011 in den Blick nehmen.

JO: Warum 2011?

AH: Das hat mit der Entwicklung der Institution zu tun. Das Grenzdurchgangslager wurde 2011 zur Erstaufnahmeeinrichtung erklärt und in das System der Landesaufnahmebehörde Niedersachsen eingebunden. Das war der Zeitpunkt, wo das Lager erstmals offiziell zuständig wurde für die Aufnahme von Schutzsuchenden aus aller Welt. Davor waren die ankommenden Menschen Deutsche, also deutsche Flüchtlinge, deutsche Aussiedler:innen und Spätaussiedler:innen. Seit 2011 erstreckt sich die Zuständigkeit des Grenzdurchgangslagers auch auf Asylsuchende, auf Resettlement-Flüchtlinge, auf Menschen aus humanitären Aufnahmeprogrammen. Das ist also der große Einschnitt in der über siebzigjährigen Geschichte der Institution, auf den wir stärker eingehen wollen. In der neuen Ausstellung werden wir uns zudem

nicht auf Friedland als Transitort konzentrieren, sondern auch das Davor und das Danach überblicken. Wir gehen zum Beispiel stärker auf die Situation der Menschen im Herkunftsland ein und stellen die Frage, warum sie fliehen, oder im Fall der Spätaussiedler:innen, warum sie migrieren. Wie begegnen sie den europäischen und deutschen Außengrenzen? Wie überwinden sie diese Grenzen? Mit welchem Status und dementsprechend unterschiedlichen Möglichkeiten kommen die Menschen in Friedland an und wie durchlaufen sie die Strukturen der Aufnahme? Was passiert nach Friedland, wie gestalten sich der Prozess des Ankommens und die ersten, oft nicht gradlinigen Schritte? Natürlich wird es auch um die gesellschaftlichen Debatten in Deutschland selbst gehen, um die Frage von Teilhabe und Integration, um die positiven wie negativen Erfahrungen geflüchteter und migrierter Menschen mit der deutschen Gesellschaft.

JO: Welche Chancen liegen darin?

AH: Eine große Chance liegt darin, dass wir diese Ausstellung sehr partizipativ, sehr interaktiv gestalten können. Wir hatten es schon angesprochen: Viele Biographien und das eigene Sprechen geflüchteter Menschen werden hier Raum finden. Wir wollen diese Ausstellung nach Möglichkeit relativ aktuell halten und Räume dafür offenlassen, auf Entwicklungen reagieren zu können. Etwa den Krieg gegen die Ukraine oder letztes Jahr die Evakuierung der Ortskräfte aus Afghanistan oder im Jahr davor den Brand von Moria. Das sind wesentliche Entwicklungen in unserem Themenfeld, die Konsequenzen für die Arbeit des Grenzdurchgangslagers haben, aber auch für die gesellschaftlichen Debatten über Migration, und die wir dementsprechend relativ zeitnah abbilden wollen. Die nächste große Chance, die dieses Gebäude mit sich bringt, ist die schiere Größe, die Tatsache, dass wir hier Raum haben werden – einen Raum, der zwischen Bahnhof und Lager situiert ist, also im Grunde genommen eine Brücke bilden wird zwischen den Bewohner:innen des Lagers und den Besucher:innen, die häufig über den Bahnhof ankommen. Der Neubau soll ein Begegnungsort sein, an dem diese verschiedenen Menschen einander treffen können, in Austausch treten können und der auch explizit so gestaltet werden soll, dass er Diskussionen und Auseinandersetzungen ermöglicht. Vor allem über die Gegenwart, über die Frage, wie wir zusammenleben wollen. Was können wir verändern? Wie können wir die Zukunft mitgestalten?

JO: Was bedeutet der Neubau für die Landschaft der Migrationsmuseen insgesamt?

AH: Mit dem Abbilden von Kriegen und Krisen des letzten Jahrzehnts, mit der Darstellung der gesellschaftlichen Debatten und der Reflexion über das europäische Grenzsystem werden wir ein sehr politisches Museum werden. Ich erwarte, dass es viel kontroverser im Austausch mit der Öffentlichkeit und den Besucher:innen zugehen wird. Zur eigenen Gegenwart hat ja in der Regel jeder eine Meinung, während die Bewertung historischer Phänomene oft nur unter Historiker:innen diskutiert wird und nur in einzelnen Fällen einen größeren gesellschaftlichen Aufschrei hervorruft. Nächste Woche werden wir als Team einen Workshop machen, ein Argumentationstraining gegen Stammtischparolen. Damit wollen wir uns vorbereiten auf die Herausforderungen einer stärker politischen Positionierung, zu denen auch potenzielle Anfeindungen zählen.

JO: Lassen Sie uns nach Bremen wechseln. Herr Akşen, ich vermute, Sie würden nicht davon sprechen wollen, dass das Focke-Museum, also das Bremer Landesmuseum, ein Migrationsmuseum ist. Aber gleichzeitig sind ja auch Stadt- und Landesmuseen seit langem verstrickt in Diskussionen darüber, wie Migration auch jenseits von Migrationsmuseen repräsentiert werden sollte. Wo sieht das Focke-Museum in diesem Feld seine Aufgabe? Oder anders formuliert: Was hat das Focke-Museum mit Migration zu tun?

BA: Wenn ich mit meinen Partnern oder mit meinem Netzwerk spreche, dann wollen die natürlich, dass das Focke-Museum ein Migrationsmuseum wird. Das Museum steht in Schwachhausen, also einem gutbürgerlichen Stadtteil, bei dem man den Eindruck hat, dass er nichts mit Migration zu tun hat und alles andere als von Diversität geprägt ist. Zu Beginn meiner Tätigkeit war es der explizite Wunsch des Vorstandes, das Thema Migration ins Haus zu bringen. Das hat funktioniert. Durch das 360°-Projekt der Kulturstiftung des Bundes konnte ich längerfristig hier eingebunden werden, inzwischen arbeite ich als Kurator. Heute läuft Migration im Museum als Querschnittsthema immer mit. Wir sind das Stadtmuseum, das Landesmuseum, uns geht es darum, die Stadtgesellschaft abzubilden und damit eine lokale Gesellschaft, die in hohem Maße durch Diversität geprägt ist und die höchste Migrationsquote unter allen Bundesländern hat. In den vergangenen fünf Jahren hat sich im Blick auf die Repräsentation von Migration im Landesmuseum sehr viel getan. Wir haben versucht, das Thema im Rahmen verschiedener Sonderausstellungen explizit aufzugreifen. Auf diese Weise ist es auch gelungen, in die migrantischen Communities hinein Netzwerke aufzubauen. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil ein Museum ja nicht nur Ausstellungen macht, sondern zahlreiche wei-

tere Veranstaltungen unterschiedlichen Charakters anbietet. Gerade hier hat das Thema Migration bzw. das Thema *Migrationsgesellschaft* einen sehr hohen Stellenwert. Im Rahmen von »Fockes Fest«, dem Schwachhauser Stadtteilstfest im Park des Museums, war zuletzt eine Band aus Ghana dabei, eine Person hat brasilianische Musik gespielt. Und wir sind jetzt soweit, dass das niemanden mehr wundert. Vor ein paar Jahren wäre das noch anders gewesen. Wir haben außerdem ein Stadtlabor eingerichtet, wo wir kleinere Ausstellungen zeigen können, die wir partizipativ entwickeln. Voraussetzung ist immer, dass eine externe Person oder ein Kollektiv mitkuratiert. Hier sind wir nun schon bei der dritten Ausstellung. Und das Thema Migration spielt immer mit hinein, wir versuchen es immer mit den anderen Themen zu verweben. Im Moment befinden wir uns in einem Prozess, das Haus und die Dauerausstellung umzugestalten, 2026 soll es neu eröffnet werden. Migration wird hier ein wichtiges Thema sein, es zieht sich durch alle Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch, denn Migration ist nun einmal ein gesellschaftlicher Normalfall und das wollen wir auch zeigen.

JO: Mussten Sie dafür kämpfen, dass das Thema Migration ins Museum kam?

BA: Tatsächlich musste ich nicht groß kämpfen. Der Wunsch war schon da, als ich hier ankam, deswegen wurde ich ja auch hier ins Haus geholt. Es gab den expliziten Wunsch, bei dem 360°-Projekt mitzumachen, für das wir dann auch glücklicherweise den Zuschlag bekommen haben. Das 360°-Projekt hat geholfen, weil ich einfach viel experimentieren konnte und sollte. Ich hatte ein eigenes Budget und freie Hand. Das war natürlich eine komfortable Lage. Es gab Formate, die nicht funktioniert haben, und es gab Formate, die super funktioniert haben. Und diese haben das Haus weitergebracht. Es kommen neue Menschen ins Haus, Barrieren werden abgebaut. Und wenn mehr Besucher:innen im Haus sind, dann ist das ein positiver Effekt. Der Prozess ist aber noch nicht zu Ende, wir überlegen gerade die nächsten Schritte. Wir wollen ein diverseres Personal haben. Dafür versuchen wir unter anderem ein Praktikumsprojekt zu entwickeln, um Menschen mit Einwanderungsgeschichte stärker an unser Haus binden zu können.

JO: Lassen Sie mich das Stichwort Kämpfe noch einmal aufgreifen mit einer Frage an Sie beide: Tatsächlich haben wir ja mancherlei Auseinandersetzungen über die Repräsentation von Migration im Museum erlebt. Ich erinnere an die intensiven Diskussionen um ein nationales Migrationsmuseum vor zwanzig und mehr Jahren. Heute scheint diese

Diskussion nicht mehr virulent zu sein. Dennoch meine Frage: Braucht die Bundesrepublik ein nationales Migrationsmuseum?

AH: Es wäre unfair zu sagen: Nein, wir haben genug Migrationsmuseen, es soll uns niemand etwas vom Kuchen abschneiden. Aber tatsächlich gibt es jetzt etliche große Häuser, die zum Teil noch größer werden, darunter eben das Museum Friedland. Die Musealisierung der Migration wird gerade sehr stark vorangetrieben: Erst 2021 haben zwei große neue Ausstellungen eröffnet, die der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin und jene zur Einwanderungsgesellschaft im Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven. Das Haus der Einwanderungsgesellschaft des DOMiD in Köln soll 2025 eröffnen und das Exilmuseum in Berlin wird auch in einigen Jahren hinzukommen. Wollte man jetzt auch noch das *eine* Deutsche Migrationsmuseum bauen, dann muss ich sagen: Ich sehe dafür keinen Bedarf. Denn die Migrationsmuseumslandschaft ist groß und wächst. Die Häuser verteilen sich über ganz Deutschland und decken verschiedene Themenschwerpunkte ab. Natürlich gibt es Lücken, aber die gäbe es auch in einem nationalen Migrationsmuseum, das sich an einer Meistererzählung versuchen wollte. Hinzu kommt für mich der Punkt, dass sich Migrationsgeschichte ja ohnehin nicht national erzählen lässt, sondern nur transnational, als Geschichte von Verflechtungen und von Wirkungsfaktoren, die größer sind als ein einzelnes Land. Viel wichtiger finde ich, was Bora Akşen gerade ausgeführt hat: den Zugang, Migration als Querschnittsthema in allen Museen zu verankern, in jedweder Ausstellung. Es ist eine starke Reduktion, wenn man Migrant:innen immer nur dort zu Wort kommen lässt, wo es um Migration geht, sie immer nur auf diesen Kontext fixiert, immer nur dort verortet. Bevor wir über ein nationales Migrationsmuseum nachdenken, sollten wir in dem bestehenden Feld reflektieren, wie wir auf der Seite der internen Strukturen besser auf die Bedürfnisse und Perspektiven von Migrant:innen eingehen können, also in der eigenen Belegschaft, im Publikum und im Programm. Migration sollte in den Museen so allgegenwärtig werden, wie sie es in der Gesellschaft ist. Das lässt sich für mich nicht auf das eine Haus reduzieren. Ich kann nachvollziehen, dass vor zwanzig Jahren mit dem nationalen Migrationsmuseum der Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung verknüpft war, nach Sichtbarkeit. Aber diesem Wunsch sollten, so hoffe ich, die bestehenden und in Planung befindlichen Häuser ebenso gerecht werden können, wie die vielen lokalen Ausstellungsprojekte.

BA: Ich bin ein wenig hin- und hergerissen. Der Wunsch aus der Community nach einem nationalen Migrationsmuseum ist weiterhin da. Wir müssen

bedenken: Wir sind die Museumsexperten und können die Vielfalt der Angebote und Planungen überblicken und einschätzen. Jemand, der sich in der Museumslandschaft nicht auskennt, wird fragen: Es gibt zahllose Museen zu den verschiedensten Themen. Warum aber gibt es kein Museum zu meiner Migrationsgeschichte? Mein Haus hat beispielsweise den komplizierten Namen Focke-Museum. Uns fragt man: Was stellt ihr denn überhaupt aus? Es gibt den Wunsch nach einem klaren Label. Und wenn das Label Stadtmuseum ist, dann geht es um die Stadtgeschichte. Viele Eingewanderte sind weiter skeptisch, ob ihre Geschichten angekommen sind. Wir haben viele Interviews geführt und unsere Interviewpartner:innen konnten gar nicht recht glauben, dass wir erst jetzt damit kommen und warum wir erst jetzt ihre Geschichte im Museum zeigen wollen. Zumal ihnen jahrzehntelang suggeriert worden ist, ihre Geschichte sei türkische Geschichte, nicht aber deutsche oder bremische Geschichte. Vor diesem Hintergrund kann ich schon nachvollziehen, dass viele Eingewanderte ein nationales Migrationsmuseum für wichtig halten. Wir müssen viel stärker nach außen tragen, dass das Thema Migration in der Museumslandschaft angekommen und nicht mehr wegzudenken ist.

JO: Lassen Sie uns zum Schluss über die konzeptionelle Ebene sprechen und über die Frage, auf welche Weise sich Migration im Museum darstellen lässt. Einige Aspekte sind schon angeklungen, so etwa die Beobachtung, dass sich sehr viele der Migrationsmuseen und Migrationsausstellungen dem Thema über biographische Zugänge nähern. 2014/15 hat das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn eine Ausstellung mit dem Titel »Immer bunter« entwickelt, die stark kritisiert worden ist. Ihr wurde vorgeworfen, vornehmlich mit Klischees zu arbeiten. Wie lässt sich derlei vermeiden?

AH: »Immer bunter« haben wir überwunden. Dieses Narrativ, dass Migration ja etwas ganz Wunderbares sei, weil sie die Gesellschaft vielfältiger und bunter mache, weil sie sie bereichere – das ist ein kulturalistisches Verständnis von Diversität und vor allem auch ein Verständnis von Diversität als einer Ressource, also in einer Verwertungslogik neoliberal gedacht. Hier sind Fragen etwa nach sozialer Gerechtigkeit, nach Privilegien und Exklusionen oder wie man in einer postmigrantischen Gesellschaft gleichberechtigt zusammenleben kann, gar nicht gestellt worden. Heute werden im Nachdenken über Migration Dissonanzen wesentlich stärker angesprochen, eine Perspektive eingenommen, die Fragen nach Rechten, nach Zugängen, nach Kämpfen, nach Grenzen und ihrer Überwindung stellt. Auch koloniale Verstrickungen von Sammlungen der Institutionen werden aufgearbeitet, Muster der Exklusion und Privilegien

überdacht. Das führt dazu, dass die internen Strukturen reflektiert werden. Das Thema Migration im Museum wird nicht auf die Ausstellung reduziert, sondern viel stärker auch auf die Sammlung und auf das Personal bezogen und auf die Frage, wie man mit seinen Besucher:innen interagiert. Die Arbeitsweise des Museums wird hinterfragt: Können wir so weiterarbeiten wie bisher? Können wir so weitersammeln wie bisher? Es ist in jedem Fall eine Zäsur, wenn sich ein Haus vornimmt, konsequent partizipativ zu arbeiten. Das zieht massive Veränderungen nach sich, in der Personalstruktur, in der Art, wie Ressourcen eingesetzt werden, in der Erwartungshaltung, wie schnell Projekte fertig sein können.

BA: Wenn man eine Ausstellung über Migration plant, sollte man mit den Menschen sprechen, die Migrationserfahrungen gemacht haben. Wir sollten sie fragen, wie sie sich denn eine Ausstellung vorstellen, die wir über sie machen möchten. So sind wir beispielsweise in unserem »Lebenswege«-Ausstellungsprojekt vorgegangen. Für unsere Partner war klar: Ein Museum besteht aus Vitrinen. Wir haben also zwölf Vitrinen zur Verfügung gestellt und jede und jeder konnte diese Vitrinen so gestalten, wie sie oder er das Thema Einwanderung nach Deutschland sieht. Weil das Konzept so simpel war, erwies es sich als sehr transparent und erfolgreich. Mein Mitkurator Orhan Çalıřır und ich haben uns über Klischees zunächst keine Gedanken gemacht, erst später ist uns aufgefallen, wie viele Klischees Besucher:innen im Kopf haben. So sind wir gefragt worden: Warum tragen die Frauen auf den Fotos denn keine Kopftücher? Ihr habt doch ganz bewusst Fotos ausgewählt, auf denen Frauen keine Kopftücher tragen, damit sie moderner wirken! Mir war gar nicht aufgefallen, dass auf den Fotos niemand ein Kopftuch trägt.

JO: Wo aber sehen Sie denn im Kontext eines so ausgeprägt partizipativen Ansatzes Ihre eigene Rolle als Kurator?

BA: Die des Moderators.

JO: Aber Sie zetteln doch etwas an? Ohne Ihre Initiative läuft gar nichts.

BA: Genau. Und man kann auch nicht davon ausgehen, dass die Personen, die man für eine solche Ausstellung gewinnt, viele Kenntnisse darüber haben, wie ein Museum funktioniert. Unsere Aufgabe ist, es ihnen zu erklären und deutlich zu machen, was möglich ist, was umgesetzt werden kann, welche Spielräume das Budget bietet. Partizipation bedeutet ein ständiges Aushandeln und

wir Kurator:innen haben die Aufgabe des Moderierens, weil wir den Betrieb besser kennen. Das scheint mir die Zukunft des Kuratierens zu sein: Ein Großteil meiner Arbeit liegt darin, Moderator zu sein und Netzwerkarbeit zu leisten.

AH: So sehe ich es auch: Es ist sehr wichtig, dass die Museen mehr von sich selbst erzählen, um ihre internen Logiken transparenter zu machen. Partizipation bedeutet ja, dass wir von denen, die mit uns zusammenarbeiten, sehr viel Persönliches und Intimes einfordern und auch bekommen. Gleichzeitig müssen wir die Menschen schützen und ihnen deutlich machen, was es heißt, mit einem Museum zusammenzuarbeiten, eine Ausstellung mitzugestalten, etwas von sich preiszugeben. Wir müssen erklären, was es heißt, ausgestellt zu werden. Du bist jetzt Teil einer Dauerausstellung, die zehn Jahre und mehr gezeigt wird. Zehntausende Menschen werden das Video von Dir anschauen. Du wirst dem ausgeliefert sein. Wir müssen eine Balance finden zwischen dem, was man sich als Museum wünscht und welche Erwartungen man an die Partizipierenden heranträgt, und dem, was sie zu geben bereit sind. Bei all den vielen Terminen, die wir mit den Partizipierenden machen, wird mir immer wieder bewusst: Wir wollen ganz schön viel von denen! Partizipatives Arbeiten ist sehr befruchtend, am Ende profitiert aber das Museum am meisten davon, weil es eine Ausstellung entwickeln kann, in der viele Menschen ihre ganz persönlichen Geschichten und Erlebnisse einbringen. Da ist und bleibt ein Ungleichgewicht.

BA: Und auch die Objekte haben so viel persönlichen Charakter. Erst vor kurzem war eine Familie hier, die aus dem Iran geflüchtet ist. Sie hat mir Objekte gegeben und es hängt so viel Schmerz mit drin, bei der Übergabe flossen dann Tränen. Für die Restaurator:innen ist es einfach nur ein Objekt: »Wie können wir es nutzen, was sollen wir damit anfangen, die Depots sind voll!« Mich nimmt die Übergabe solcher persönlichen Gegenstände immer mit. Die Erwartungshaltung ist riesig, wenn wir Objekte bekommen. Und sie landen zunächst im Lager, nie wird eine Ausstellung ganz auf sie ausgerichtet werden. Gerade im Fall von Migrationsgeschichte hängt meist viel an den Objekten, sie sind stark mit Bedeutungen aufgeladen.

AH: Gerade, wenn es um Flucht geht, wo ohnehin sehr wenig mitgenommen werden konnte, haben Objekte oft eine besonders starke emotionale Aufladung.

BA: Genau. Aber andererseits mache ich den Personen dann auch immer klar, wie das dann anderen hilft. Die Mehrheitsgesellschaft profitiert am meis-

ten davon, weil sie endlich auch diesen Teil der deutschen Geschichte kennenlernen.

JO: Liebe Frau Haut, lieber Herr Akşen, vielen herzlichen Dank für das Gespräch!